

Predigt in der Marktkirche Hannover

08.03.2020

Reminiszere

Römer 5, 1-5

*„Wenn wir zusammen gehen,
geht mit uns ein schöner Tag.
Durch all die dunklen Küchen,
und wo grau ein Werkshof lag,
beginnt plötzlich die Sonne
uns're arme Welt zu kosen,
und jeder hört uns singen:
„Brot und Rosen!“¹*

Mit diesen Worten auf den Lippen ziehen sie durch die Straßen. Sie singen – stimm-
gewaltig und mit ganzer Kraft. Meter für Meter setzen sie einen Fuß vor den anderen.
Ihr Gesang vereint sie und trägt sie voran. Es fühlt sich so an, als spräche aus den
gesungenen Worten direkt die Stimme der Hoffnung zu ihnen: „Ja, wir werden gese-
hen. Jetzt wird sich etwas verändern.“

Die Stimme der Zuversicht ist laut. Aber sie wird untermalt durch den murmelnden
Zweifel, der unaufhörlich flüstert: „Lass es lieber sein, bringt nichts! Mach keinen Är-
ger und sei zufrieden mit dem, was du hast.“

Die 14.000 singenden Frauen sind an diesem Tag in Lawrence im Jahre 1912 auf
der Straße, weil sie etwas riskieren. Sie streiken. Weil die Küchen, in denen sie ar-
beiten – wie im Lied beschrieben – dunkel sind und die Werkshöfe grau, legen sie
ihre Arbeiten nieder. Weil sie nichts spüren von der Gleichheit von Mann und Frau,
von der in der US-amerikanischen Unabhängigkeitserklärung die Rede ist. Sie for-
dern nicht nur einen gerechten und dem der Männer entsprechenden Lohn, sondern
auch eine menschenwürdige Arbeits- und Lebensumgebung.

Deshalb singen sie vom Brot und von Rosen. Und bringen damit metaphorisch zum
Ausdruck, dass es aus ihrer Sicht für ein sinnerfülltes Leben mehr braucht als Nah-
rung. Sie wehren sich vereint gegen soziale Ungerechtigkeit und Diskriminierung.
Weil es genug ist. Weil es einfach schon viel zu lange genug ist.

Die amerikanischen Frauen demonstrieren zu diesem Zeitpunkt schon seit Jahrzeh-
nten für ihre Rechte. Für das Recht auf Erwerbsarbeit. Das Recht auf Bildung. Und ein
Recht auf das aktive und passive Wahlrecht. Tausende wurden dabei verhaftet. Und
doch blieb ihr Einsatz nicht ohne Erfolg: Seit 1909 feiern die Menschen auf US-ame-
rikanischem Boden einen nationalen Frauentag. Tatsächlich begannen wie in dem
Lied vereinzelt Sonnenstrahlen die arme Welt zu kosen und damit zu verwandeln –
nicht nur in Amerika.

¹ [https://www.frauenbund.ch/files/Files/Downloads/Elisabethenwerk/Elisabethengottes-
dienste/Lied_Brot_und_Rosen.pdf](https://www.frauenbund.ch/files/Files/Downloads/Elisabethenwerk/Elisabethengottes-
dienste/Lied_Brot_und_Rosen.pdf)

Die Forderungen nach Brot und Rosen stärkten nach und nach auch die Gesellschaften jenseits des großen Ozeans. Und so wurde der nationale Frauentag schon zwei Jahre später u.a. durch die Initiative der deutschen Sozialistin Clara Zetkin zu einem internationalen. Dänemark, Deutschland, Österreich und die Schweiz schlossen sich an.

Dieser Tag ist heute. Am 8. März. Weil am 8. März 1917 nach dem Vorbild der amerikanischen und europäischen Frauen 90 000 Arbeiterinnen in St. Petersburg streikten. Die Bewegung mündete in die Februarrevolution und die beendete schließlich die Zarenherrschaft in Russland. Der 8. März führt uns als Gedenktag eine gewaltige und bewegende Geschichte vor Augen. Auch hier in Deutschland haben Frauen sich hart ihre Rechte erkämpft und so können wir heute auf viel zurückblicken. Auf ein Jahrhundert Frauenwahlrecht. Auf 70 Jahre Gleichstellungsartikel im Grundgesetz.

Trotzdem wird auch heute wieder demonstriert. Weltweit in vielen Städten, auch hier in Hannover. Dieser Tag fordert uns als Gedenktag nämlich nicht nur dazu auf, einen Blick ins Gestrern zu werfen und es dabei zu belassen. Sondern vielmehr dazu, ihn aufmerksam ins Hier und Jetzt zu richten. Denn da gibt es viel zu sehen.

Ich sehe zum Beispiel, dass in den Leitungsebenen – auch in denen der Kirche – Frauen immer noch unterrepräsentiert sind. Die Chancengleichheit ist da: schwarz und weiß auf dem Gesetzespapier, aber keineswegs in allen Köpfen und noch weniger auf allen Lohnabrechnungen. Ich sehe auch Männer, die hinterfragt oder mindestens ein wenig belächelt werden, wenn sie in Elternzeit gehen und neben den Kindern sogar noch den Haushalt schmeißen.

Ich sehe, wie menschliche Körper betrachtet und kommentiert werden, als seien sie Gegenstände öffentlicher Bewertung oder sogar kollektiver Besitz: Der da zu dick, die da zu viel Plastik. Das da zu kurz, an anderer Stelle zu verschleiert. Nicht zuletzt sehe ich die niederschmetternde Zahl der 81%, hinter der die Opfer von versuchter und vollendeter Gewalt in Deutschland stecken. Es sind Frauen.

Da gäbe es noch viel mehr zu entdecken, der Sexismus hat wahnsinnig viele Gesichter. Er steckt hinter unzähligen Fällen physischer und psychischer Gewalt. Ich brauche es gar nicht weiter fortzuführen, denn schon diese Aufzählung macht das Wesentliche deutlich: Dass der heutige Tag nicht nur der Frauentag, sondern ein Gesellschaftstag ist. Wir alle gehören dazu. Wir alle verhalten uns dazu. Und wir alle fühlen etwas dabei.

Wer einen Blick in die gegenwärtigen feministischen Debatten wirft, stellt schnell fest, dass ihnen Beweggründe zugrunde liegen, die global gesellschaftlich von Bedeutung sind. Gleichberechtigung kann schon rein logisch kein Thema der Anderen sein. Der Andersfarbigen, Andersliebenden oder eben der Frauen. Weil es dafür immer eine gegenüberliegende Seite braucht. Eine, die am Hebel der Macht sitzt und mit ihrer Definition von „Anders“ das Herrschaftsverhältnis bestimmt. Mit unserem Grundgesetz nehmen wir die Menschenwürde und die Freiheit der Person sehr ernst und müssen als Gesellschaft im Ganzen auf Problemanzeigen, wie der heutige Gedenktag sie uns vor Augen führt, reagieren.

Und deshalb findet das Thema, das durch den Internationalen Frauentag auf den ersten Blick weltlich daherkommt, auch ganz besonders hier an diesem Ort der Gesellschaft, hier in der Kirche, seinen Klang. Weil auch wir hier glauben, dass es zum Leben nicht nur Brot, sondern auch Rosen braucht. Und weil hier die Heilige Geistkraft weht, die nicht mit dem Geist des Patriarchats gleichzusetzen ist, wie uns auch der Predigttext des heutigen Tages zeigt.

Im ersten Vers heißt es:

„Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus“.

Die Worte, die Paulus ungefähr 56. n. Chr. – er befindet sich zu diesem Zeitpunkt gerade in Korinth – in seinem Brief an die Römer formulierte, entstanden in einem besonderen Kontext. Rom war eine extrem überbevölkerte Stadt, voll von Kontrasten und sozialen Problemen. Wenn man sich den Römerbrief in voller Länge durchliest, ist eins unübersehbar: der Kontext der Unterdrückung durch das Römische Imperium. Die römische Herrschaft verkündete in allen besetzten Gebieten Frieden und Sicherheit und forderte dafür von den Menschen nicht weniger als die völlige Unterwerfung. Die Christinnen und Christen konnten zur Zeit der immer wiederkehrenden Christenverfolgungen ein Lied singen von Drangsal und Tod. Und auch von Konflikten und Auseinandersetzungen untereinander, denn zusammengesetzt aus Judenchristen und ehemals Religionslosen war die Gemeinde in sich selbst schon alles andere als einheitlich. An diese Gemeinde schreibt Paulus nun diese Worte.

„Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus“

Paulus spricht in die höchst angespannte und gefährliche Situation in Rom hinein vom Frieden. Und zwar von einem Frieden mit Gott für alle, die an seine Gerechtigkeit glauben. Das ist eine revolutionäre Botschaft, denn bisher haben die Menschen in Rom ganz schön viel dafür getan, um Gott zu gefallen. Sie brachten ihm immer wieder Opfer dar und hielten sich streng an seine Gesetze. Und nun schreibt Paulus: Jeder, der das lässt und sich nicht länger über seine Werke und seine Leistung selbst gerecht spricht. Und jede, die nicht nach ihrem subjektiven Gerechtigkeitsempfinden die Menschen beurteilt, sondern an Gott und seine Gerechtigkeit glaubt, wird von ihm gerecht gesprochen. Paulus erinnert seine Glaubensgeschwister: Liebe Gemeinde, das ist alles schon geschehen. Ihr glaubt. Deshalb müsst ihr euch nicht für euer persönliches Heil abrackern und euch vor Gottes Zorn fürchten, falls es dann am Ende doch nicht gereicht haben sollte.

Das ist möglich, weil Jesus Christus hinabgestiegen ist, in das Reich des Todes, für unsere Sünden. Jetzt in der Passionszeit ist es uns ganz präsent: Jesus ist am Kreuz gestorben. Wir sehen die Leidensgeschichte auf dem Altarbild. Da ist Blut geflossen. Gott hat für uns seinem Sohn Gewalt antun lassen.

Paulus greift den Gedanken des Kreuzesgeschehens anders auf und deutet ihn neu. Es setzt der damals weit verbreiteten Vorstellung, dass Menschen Opfer erbringen müssen, um damit die Gottheit zu besänftigen etwas entgegen. Das Entscheidende ist, dass Jesus auferstanden ist. Nur deshalb sind wir überhaupt hier in dieser Kirche

beisammen. Die Auferstehung ist das Sinnbild dafür, dass Gott Jesus gerechtfertigt hat – vor uns allen – und zwar, weil Jesus in seinem Leben voll und ganz der Gerechtigkeit Gottes gefolgt ist. Nicht im Sinne des blinden Gehorsams, der Selbsterniedrigung und schließlich der völligen Selbstaufgabe. Das entspräche voll und ganz der Logik des patriarchalen römischen Systems. Sondern weil Jesus allen Menschen, selbst denen, die ihn zu Kreuze trugen, aus sich selbst heraus gewaltfrei und mit Liebe gegenübertrat.

Das Revolutionäre am Römerbrief ist, dass unsere Rechtfertigung durch Jesus Christus ihre Wurzeln in der freien Solidarität Gottes mit den Ausgeschlossenen der Geschichte hat. Jesus wurde nicht nur wegen unserer Sünden ausgeliefert, sondern für unsere Rechtfertigung auferweckt! Indem wir an Jesus Christus glauben, stirbt in uns der alte Mensch des patriarchalen Gesetzes am Kreuz und wir erstehen auf als neuer Mensch. Als befreiter Mensch. Der vor Gott schon alles hat und sich nicht um sein persönliches Heil sorgen muss. In dessen Augen so auch alle anderen Menschen als befreit und gleich vor Gott gelten.

Die große Nachricht ist die, dass Gott damit die Möglichkeit anbietet, diese verkehrte Welt, die Menschen wegen ihres Geschlechts, ihrer Herkunft oder Klasse diskriminiert und ausschließt, umzuwandeln. Im eigenen Herzen einer anderen Gerechtigkeit zu folgen und sich dafür einzusetzen. Dass das geht, haben wir an Jesus gesehen. Und dass wir hineingenommen sind in diese Befähigung, zeigt uns der Predigttext ebenso:

„Durch unsern Herrn Jesus Christus, durch ihn haben wir auch den Zugang im Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird.“

Paulus warnt mit diesen Worten davor, das irdische und persönliche Leid als Kreuzesnachfolge zu deuten und sehnsüchtig auf Gottes zukünftige Herrlichkeit zu warten. Durch unseren Glauben haben wir Grund zur Hoffnung. Sich dieser Hoffnung zu rühmen, heißt nach Paulus nun aber nicht, sich zurückzulehnen und selbstgerecht auf das langersehnte Plätzchen im Paradies zu warten. Die eigentliche Absicht Gottes ist nicht, zu vergeben, sondern seine Geschöpfe neu zu schaffen als würdige Personen, die fähig sind, die verkehrte Welt umzuwandeln. Und so endet unser Predigttext mit dem Vers:

„Hoffnung lässt nicht zuschanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“

Gottes Liebe waltet nicht über den Sternen und wartet auf Tag X. Sie hat im Heiligen Geist unser aller Herz erreicht. Aus vollem Herzen heraus an Gottes Gerechtigkeit zu glauben und das Leben in der neuen Schöpfung anzunehmen bedeutet zu bekennen, dass es in Christus weder Mann noch Frau, weder Herrn noch Sklavin, weder Griechin noch Juden noch Ausländer gibt. Gott ist der, der in Gleichheit liebt. Und der, dessen Zorn vom Himmel her sich enthüllt gegen jede gottlose Ungerechtigkeit der Menschen.

Paulus lebte in einer Gesellschaft, in der die Gesetze dafür sorgten, dass es Minderheiten schlecht ging. Statt göttliche Gerechtigkeit herrschte menschliche Gewalt. Er stellt in seinem Brief dem sichtbaren Gesetz das Gesetz des Geistes entgegen. Und darin glaubt er fest an eine höhere Macht, die fähig ist, Gerechtigkeit auf Erden und eine Gemeinschaft, in der für Diskriminierung kein Platz ist, zu ermöglichen. Und indem er das glaubt, wird diese Gerechtigkeit wirklich. Weil diese Hoffnung das Gesetz seines Herzens ist und sein Handeln beeinflusst.

Und diese Hoffnung haben auch wir. Jeder von uns hat Herzensthemen, mit denen er sich einfach nicht abfinden kann. Jede von uns wird erschüttert. Wenn wir uns mit den Themen des Feminismus beschäftigen und aktuell ganz gewaltig dann, wenn wir die Bilder von der Gewalt an der griechischen Grenze sehen. Wir empfinden Ungerechtigkeit. Fühlen uns schlecht dabei. Und das nicht nur, weil wir wissen, dass diese Menschen Menschen sind wie wir. Nicht nur, weil wir fühlen, dass das so nicht geht. Sondern auch, weil wir ganz fest hoffen, dass es auch anders gehen kann.

Für all diese Momente brauchen wir Texte wie diesen von Paulus. Wir brauchen Erfolgsgeschichten wie die des heutigen Gedenktages. Damit unsere Hoffnung stark bleibt und uns weiter antreibt. Damit wir den flüsternden Zweifel und die lähmende Angst überwinden können.

Die Kraft dafür aufzubringen, das ist die Gnade, die sich in Christus gezeigt hat und die durch ihn auch in uns gegenwärtig ist.

Wir haben hier in Deutschland Gesetze. Gesetze, die uns die Gleichheit aller Menschen vor Augen führen. Das ist das Brot und damit das so bleibt, kämpfen die Frauen am heutigen Tag dafür. Aber zusätzlich brauchen wir Menschen, denen der Gedanke der Gleichheit auch im Herzen aufgeht. Die genau das an allen weiteren Tagen in ihrem Handeln und ihren Worten hinaus in die Welt tragen. Damit diese Gnade aufblüht wie ein die ganze Welt umrankender Rosengarten.

Und so möchte ich enden mit der letzten Strophe des Liedes der amerikanischen Frauenrechtlerinnen:

*„Wenn wir zusammen gehen, kommt mit uns ein bess'rer Tag.
Die Frauen, die sich wehren, wehren aller Menschen Plag.
Zu Ende sei, dass kleine Menschen schufteten für die Großen.
Her mit dem ganzen Leben, Brot und Rosen!“*

Amen.